



Andreas Niedermann

BLUMBERG

Kriminalroman

Songdog Verlag

Der Autor dankt dem Kanton St. Gallen für die großzügige
Unterstützung seiner Arbeit.

Spezieller und herzlicher Dank gilt den Mitstreitern und
Gönnern des Songdog Verlags, ohne deren Mithilfe es dieses
Buch nicht geben würde. Allen voran Markus Schütz und Yvo
Egger, Daniela Koller, Martin Niedermann.

ISBN 978-39504224-8-1

Originalausgabe

1. Auflage 2018

© Songdog Verlag, Wien

Cover: Yvo Egger (unter Verwendung eines Bildes von Robrob42 auf
commons.wikimedia.org)

Lektorat: Markus Schütz

«Wo viel Träume sind, da ist Eitelkeit und viel Gerede.»

Prediger Salomo

Die Taube auf dem Keyboard setzte das rechte Bein zurück, als sie den Luftzug von der Tür wahrnahm, und wandte ruckend den Kopf. Das glitzernde kalte Auge ruhte eine Weile auf Isa Blumberg, die den Raum betrat. Dann neigte die Taube äugend den Kopf, als schätze sie die Absichten der Frau ein.

„Hau ab! Verschwinde! Flieg!“, sagte Isa Blumberg leise, mehr zu sich selber als zu dem Vogel. Sie schloss die Tür hinter sich. „Hau ab“, wiederholte sie, aber noch leiser als zuvor. Sie wollte, dass der Vogel es hörte und sich in die heiße, verbrauchte Luft schwang, aber sie wollte auch, dass er es nicht hörte und blieb, wo er war. Damit alles zu einem Ende kam.

Die Taube flog auch dann nicht weg, als Isa noch näher kam. Sie hätte es aber besser getan. Wäre besser weggeflogen. Aber wohin? Der riesige Raum, hoch und weit wie ein Kirchenschiff, war leer, bis auf einen Tisch, auf dem die Computersteuerung stand.

Die Fensterfront zum Hof bestand aus Hunderten, wenn nicht Tausenden von buchseitengroßen Glasscheiben, die in sechs oder sieben Meter hohe, schwarze Eisenrahmen gekittet waren. Und irgendwo musste es eine geben, die nicht mehr heil war. Durch dieses Loch hatte

die Taube von außen hineingefunden. Vor Stunden, vielleicht vor Tagen.

Die Taube, dachte Isa, wusste nicht, dass es unmöglich war, dieses Loch wiederzufinden. Die Taube wusste auch nicht zu deuten, was es mit den Skeletten ihrer Artgenossen auf sich hatte, die entlang der Fensterfront die schweren Bohlen des Bodens bedeckten. Ihr Hirn, groß wie die Hälfte einer Erdnuss, befahl ihr nur zu trinken. Aber in dem Raum gab es nichts außer den gespinstartigen, mit Federn verklebten Skeletten und dem hartgetrockneten Kot der Vögel, der sich mit den alten, grauen Bohlen verbunden hatte.

Die Taube musste wahnsinnig durstig sein. Aber Isa empfand kein Mitleid. Eine Taube war kein Tier, das einem leidtat. Aber warum flog sie nicht weg? War sie zu erschöpft? War es ihr egal, dass die Frau immer näher kam? Letzte Chance, du dummes Tier.

Isa hatte sich ihr bis auf fünf Schritt genähert. Und noch immer beließ es die Taube bei ihren flackernden Blicken. Also musste es wohl sein. Die Taube würde in jedem Fall sterben. Die Frage war nur, wie viel Schaden sie noch anrichten konnte.

Tu es. Tu es. Tu es jetzt.

Isa hob die Hand mit der Druckluftpistole, machte den Arm lang und visierte über Kimme und Korn, ohne ein Auge zu schließen. Sie wusste, wie man das richtig machte. Wie Polizisten und Personenschützer. Beide Augen offen halten. Niemals den Überblick verlieren. Das Korn, genau im V der Kimme, erschien auf dem blauen Federstreifen der Taubenbrust. Isa hielt den Atem an. Sie drückte ab.

Sie hörte den gedämpften Knall, aber ihr schien, als hörte sie ihn nicht außen in dem riesigen Raum, sondern

in sich drin. Er löste eine Welle eines bekannten Schmerzes aus, die sie für einen Moment die Augen schließen ließ. Aber sie konnte noch sehen, wie die Taube fiel. Isas Herz blieb stehen. Es fühlte sich an, als würde es sich mit schwerem dickflüssigem Lehm füllen.

Sie hatte erwartet, dass die Taube noch einmal, zweimal mit den Flügeln schlagen würde, dass sie vielleicht nicht richtig getroffen hatte und noch einmal schießen müsste, darauf hatte sie sich eingestellt, aber die Taube flatterte kein einziges Mal, sondern kippte mit angelegten Flügeln zur Seite, als wäre sie immer schon so steif gewesen, als hätte sie nie gelebt. Der Vogelkörper traf auf dem Holzboden auf. Es hörte sich an wie ein Klaps auf ein Kissen.

Isa starrte auf die Tastatur, wo die Taube gerade noch gewesen war, entsetzt und darüber erschrocken, dass sie es tatsächlich getan hatte. Ihr Herz klopfte laut. Widerstrebend bewegte sie sich auf die Taube zu. Sie konnte den Vogel noch nicht sehen, da er hinter dem Tisch lag, wo sich ein Kabelsalat zum einem kleinen weißgrauen Turm kringelte. Sie trat an den Tisch. Der Ventilator des Computers hörte sich an wie der Atem all der sterbenden Vögel, die in dem Raum verdurstet waren. Der Luftstrom bewegte das im schmutzigen Licht glänzende Gefieder der Taube, plus-terte es auf, als hätte der Tauber während eines Balztanzes einen Schwächeanfall erlitten.

Isa bückte sich und hob die Taube auf. Der Körper war warm und schlaff, und der Kopf pendelte sinnlos hin und her, wie ein gefiederter Penis. Isa wollte losgehen, um das tote Tier nach hinten zu bringen, wo sie es zu den vielen Skeletten ihrer Artgenossen geben wollte, aber dann hörte sie die Angeln der schweren Tür quietschen. Sie blieb stehen.

„Hallo, hallo! Was machen Sie da? Isa, was machen Sie da!“

Mascha Setz kam mit raumgreifenden Schritten näher, den Blick abwechselnd auf Isas Gesicht und Isas Hand mit der Taube richtend. Ihr Mund zuckte.

„Nach was sieht's denn aus?“, sagte Isa heftiger, als sie es vorgehabt hatte. Egal. Immer eine Frage mit einer Frage beantworten.

„Ich habe es gesehen, Isa. Sie haben die Taube getötet. Mit einer Pistole. Hier, in einer Kunstaussstellung! Sind Sie eigentlich irre?“

„Halten Sie das hier für einen Teil der Ausstellung? Das ist der Steuerungsraum.“

„Was spielt das für eine Rolle? Sie sind verrückt geworden? Woher habe Sie überhaupt dieses Ding da, dieses ... äh ... Schießding.“

Dieses „Schießding“, eine beinahe perfekte Druckluft-Nachbildung eines Navycolts 45, war ein Geschenk von Lenny, als sie vor einigen Jahren beschlossen hatte, Taxi zu fahren. „Damit“, hatte Lenny gesagt, „kannst du niemanden umbringen, aber einem Arschloch so viel Schmerzen bereiten, dass er das, was auch immer er vorgehabt hat, für eine lange, lange Zeit vergisst.“

Aber Isa spielte nur ihre nächste Frage aus: „Spielt es eine Rolle, woher ich das Schießding habe?“

Mascha Setz stemmte ihre Fäuste in die Seite.

Fäuste in die Seite! Wer machte denn so was? Und erst Maschas Haare. Eine Art Afrolook. Aber dafür konnte Mascha nichts. Tausende von winzigen schwarzen Haar-kringeln. Und dann dieses frackähnliche Sakko, die magentafarbene Bluse mit dem ausladenden Orchideenkragen, die schwarze Hose mit Schlag. Die Stiletto und die blick-

dichten Strümpfe, die sich über die Fersen spannten. Von hinten, das wusste Isa, konnte man unter der engen, dünnen Hose den Abdruck ihres Slips sehen. Das ist eindeutig mangelnder Stil. Da konnte vorne sein, was wollte, aber man zeigte nicht den Abdruck des Slips her. Dann lieber keine Unterwäsche.

Isa glaubte zu spüren, wie die Taube in ihrer Hand langsam erkaltete.

„Ja, es spielt eine Rolle“, sagte Mascha. Sie ließ ihre Arme sinken, als hätte sie bemerkt, wie dumm ihre Hände-in-der-Seite-Pose aussah. „Ich sag Ihnen was ... Ich sag Ihnen was ... Da unten sind Leute, die sich heute über Sie beschwert haben ...“

„Heute? Wieso heute? Beschweren sich die Leute nicht andauernd?“

„Was ist los mit Ihnen, Isa? Sie benehmen sich wie ein trotziger Teenager.“

Da liegst du nicht ganz falsch, dachte Isa, aber so war es nun mal. Sie fühlte sich im Recht. Im Recht, so wie sie dastand, in einer Hand die Druckluftpistole von Lenny und in der anderen die tote Taube. Mascha starrte wieder auf die Pistole, und Isa legte sie hinter das Keyboard auf den Tisch, und Maschas Blick wanderte zum baumelnden Kopf des Vogels, der zwischen Zeigefinger und Daumen aus Isas Hand herauswuchs. Isa legte den Körper neben die Pistole und betrachtete einen Augenblick versonnen das Todesgespann. Ursache und Wirkung.

„Diese Leute, Isa, sind Kunden. Sie haben Eintritt bezahlt, um sich die Ausstellung anzusehen“, fuhr Mascha fort. Dass der Vogel und die Pistole nicht mehr zu sehen waren, schien sie etwas zu besänftigen, aber verärgert war sie noch immer.

„Können sie ja“, sagte Isa. „Wer verwehrt ihnen das denn?“

„Sie haben ein Kind angebrüllt und den Vater zurechtgewiesen.“

„Hören Sie, Mascha, ich habe nicht gebrüllt. Ich habe den beiden lediglich zu verstehen gegeben, dass dies keine publikumsinteraktive Performance ist, sondern eine Ausstellung. Der Kleine war schon in den Regenschirmen drin und hat angefangen, damit zu spielen. Die hatten einen Anpfiff nötig ...“

Isa brach ab, denn das alles führte zu nichts. Sie hätte Mascha berichten können, dass sie sich eine lange Peitsche wünschte, die sie über den Köpfen der Besucher knallen lassen konnte. Denn das Publikum, angezogen vom großen Namen des Künstlers, bestand aus Leuten die es gewohnt waren, dass bereits viele Ausstellungen interaktiv waren, demokratisch, transparent, und dass von ihnen, den Besuchern, geradezu erwartet wurde, sich „einzubringen“.

Am ärgsten trieben es jene, die mit ihren Kindern herkamen und es für eine Elternpflicht hielten, den Kleinen die Ehrfurcht vor der Kunst zu nehmen, ihnen zu zeigen, dass Kunst gar nichts Besonderes war und dass man überhaupt keinen Respekt zu haben brauchte. Dieses neue Publikum war unangenehmer als die verknöcherten Spießler von früher. Nach zwei Samstagdiensten hatte Isa sich die skeptische, missbilligende Distanz der Spießler zurückgewünscht.

„Ich will hier nicht mit ihnen rumstreiten“, sagte Mascha abgeklärt, „aber die haben gesagt, dass Sie sie angebrüllt haben.“

„Gebrüllt?“

„Ja, gebrüllt.“

„Gebrüllt habe ich schon gar nicht. Ich brülle nie.“

„Wie auch immer: Peter wird das nicht gern hören“, sagte Mascha. Sie sprach Peter wie Pitha aus, korrekt, ohne Akzent. Das hätte Pitha gefreut, wenn er es hätte hören können, denn als Mitglied der britischen Klasse X litt er sichtlich unter dem üblen Serien-Pidgin, den man hier für Englisch hielt. Bei Besprechungen türmte Pitha ein „I beg your pardon“ aufs andere, und am Ende der Sitzungen reichte der „I beg you pardon“-Turm bis unter die Decke. Das hiesige Englisch musste in seinen Ohren so verwaschen und unverständlich klingen wie das Deutsch von Johnny Cash, als er „Wo ist zuhaus, Mama?“ aufnahm. Woissu-uauumama?

I beg your pardon.

„Und dann noch schießen“, sagte Mascha, die wieder zum Thema zurückkehrte. „Schießen! Eine tote Taube. Wirklich. Ich kann's gar nicht glauben ...“, sagte sie melodramatisch.

„Sagen Sie's ihm halt nicht. Er muss es ja nicht erfahren ...“, sagte Isa. Eine Ahnung beschlich sie. Das würde, das fühlte sie, kein gutes Ende nehmen. Sie hatte das Gefühl, dass seit dem Schuss alles gegen sie lief, nichts stimmte mehr.

Mascha strich die Haare zurück und Isa konnte nun ihre Augen sehen, ihre braunen, überschminkten, von der gestrigen Party noch geröteten Augen. Sie blickten Isa missbilligend, aber unsicher an. So etwas hatten sie noch nicht gesehen. Mascha, die Partys liebte und die Kunst. Und die Männer. Für die sie sich ein wenig zu aufdringlich interessierte. Was man so hörte.

„Warum haben Sie das getan? Warum die Taube?“

„Ich wollte es nicht, aber es musste sein“, sagte Isa.

Sie hatte nun wieder das Gefühl, dass sich alles noch zum Guten wenden konnte.

„Wie, es musste sein?“

„Ich musste es tun, weil die Taube das System zum Absturz gebracht hat.“

„Was reden Sie da? Ein Taube bringt das System zum Absturz? Was soll das?“

„Ich erklär's Ihnen ...“

„Ja, tun Sie das. Aber bitte die Kurzfassung.“

„Selbstverständlich die Kurzfassung“, sagte Isa.

Was sonst? Es gab keine lange Fassung. Sie betrachtete die Taube, auf die jetzt ein Sonnenstrahl fiel, ein schmaler Splitter Licht, der aus einer der dreckigen Scheiben hereingefunden hatte und dem Gefieder der Taube einen schmutzigen Glanz verlieh. „Die Taube“, fuhr Isa fort, „flog durch eine der kaputten Glasscheiben hinein und fand nicht mehr raus. Da hier der Tisch mit dem Keyboard die einzige Erhöhung ist, hat sie sich diesen Ort als Ruhepunkt ausgesucht. Sie trippelte also auf den Tasten herum. Die Folge war ein Systemabsturz. Das Licht draußen geht aus, der Kunstregen setzt aus, der Ton streikt und so weiter. Totalausfall. Und weder ich noch der Techniker haben eine Ahnung, was los ist, denn der Mistvogel ist was weiß ich wo. So könnte es gewesen sein. Wir standen vor einem Rätsel.“

„Und warum haben Sie die Tastatur nicht einfach mit einer Plane oder so was zugedeckt?“

„Ich brauchte eine Weile, bis ich drauf kam, dass es die Taube war. Genauer gesagt: drei Abstürze. Hintereinander. Ohne erkennbaren Grund. Erst als ich die Taubenscheiße auf dem Buchstaben r und dem t sah, ging mir ein Licht auf.“

„Und dann erschießen Sie sie. Ging's nicht anders? Verscheuchen?“

„Darauf gebe ich keine Antwort. Schauen Sie sich einfach um hier. Sehen Sie die tausend Taubenskelette? Was glauben Sie, wie die zustande gekommen sind?“

„Was weiß ich.“

„Ich verrate Ihnen ein Geheimnis: Hier ist jener sagenhafte Taubenfriedhof, den die Ornithologen schon so lange suchen; sagenhafter als der Elefantenfriedhof, wo die Elefanten hinpilgern, wenn sie fühlen, dass ihre Zeit gekommen ist ...“ Isa wusste, dass ihre Zeit auch gekommen war. Sie zog eine Show ab. Keine gute Show. Und sie hätte nicht einmal sagen können, warum sie es tat. Sie überließ sich wieder einmal dem süßen, fast feudalen Gefühl des Kontrollverlusts. Es war ihr egal. Hin und wieder musste einem einfach alles egal sein. Es war das beste Gefühl, das sie kannte. Das, und überhaupt kein Gefühl.

Mascha sah sie nun in einer Art an, dass Isa förmlich sehen konnte, wie sich ihr Job bereit machte, sie zu verlassen.

„Eine Taube erschießen! Sie, als Frau!“

Isa sah, wie ihr Job durch die große Tür verschwand und sie hinter sich zuzog.

„Sie, als Frau ...“, wiederholte Mascha Setz voller Abscheu.

Isa ging auf Mascha zu. Es geschah ganz automatisch. Alles ging nun wie von selber. Es erstaunte sie jedes Mal aufs Neue. Wenn es so weit war, konnte sie es nicht mehr stoppen. Es war beängstigend und schön. Dann war sie bei Mascha. Stand in der Distanz. Und wieder ging es wie von selber. Dann knallte es. Aber es war nicht die Tür.

Sie, als Frau!

Lange bevor Isa den Schlüssel aus der Tasche gezogen hatte, hörte sie das Kratzen auf der anderen Seite der Tür. Es klang, als würde ein rabiater Gitarrenbauer den Instrumentenkörper mit Schleifpapier bearbeiten. Die Tür bestand nur aus zwei dünnen furnierten Platten auf einem Holzrahmen, mit etwas Glaswolle dazwischen. Ein harter Tritt würde genügen, um sie aufzustoßen. Daran dachte Isa jedes Mal, wenn sie vor ihr stand. Diese Tür stand stellvertretend für den Sparwillen des Hausbesitzers: Nur das Billigste ist gut genug für meine Mieter.

Als der Hund hinter der Tür das Klingeln der Schlüssel vernahm, verstärkte er seine Bemühungen, sich mit seinen weichen, verwöhnten Krallen auf die andere Seite zu wühlen, und gab erst auf, als Isa die Tür aufdrückte. Sanft und vorsichtig, denn sie fürchtete, seine Pfoten könnten in den Spalt zwischen Tür und Boden geraten. Dabei spürte sie, wie er sich von der Tür zur Seite schieben ließ.

Da war er. Dieser langhaarige Cockerspaniel, dessen Fellzeichnung einer scheckigen Marone glich und der darum „Scheckige Marone“ gerufen wurde. Er hatte einen anderen Namen, Sascha oder ähnlich, aber Isa nannte ihn

nicht so. Eigentlich nannte sie ihn überhaupt nicht, denn es war nicht ihr Hund, er gehörte nicht einmal Carla, sondern deren Bruder, der ihn immer wieder mal bei ihnen deponierte, um sich ein paar Tage ungestörter Vögelei zu gönnen.

Isa trat in den Flur und der Hund wich vor ihren Füßen zurück, vollführte dabei seitliche Sprünge, als imitierte er eine Katze, die mit einer Maus spielt, wobei Isas Schuhe den Part der Maus übernahmen. Seine langen, schlaffen Ohren flogen dabei hin und her, als gehörten sie nicht auf natürliche Weise zu ihm, als hätte sie sein sadistischer Besitzer irgendwie an seinen Schädel getackert, um ihn schwachsinnig aussehen zu lassen. Wenn sie sich jetzt zu ihm runterbeugte und ihm auf den Bauch drückte, würde die Pisse aus ihm rauslaufen. Denn Carla war bestimmt nicht mit ihm draußen gewesen. Darauf war Verlass.

Isa ging in die Küche und stellte ihre Tasche auf den kleinen, roten Tisch, auf dem noch Carlas leere Kaffeetasche vom Frühstück stand. In einer eintrocknenden Lache Milch dümpelten zwei große Krumen Weißbrot.

Der Hund verharrte währenddessen bei der Küchentür und verfolgte Isas Tätigkeit mit geneigtem Kopf, während sein Schwanz über den Flurboden fegte. Isa stupste ihn sanft mit dem Fuß an, damit er Platz machte, und ging ins Wohnzimmer. Bereits im Flur verriet das Plastikgeklapper der Tastatur, dass Carla in ihrem Zimmer war. Es hörte sich an, als zerdrückte sie ihn rasender Wut eine Armee von Maikäfern.

Isa konnte das Geräusch nicht ausstehen. Sie wusste nicht, warum, aber sie hasste es. Und sie hasste es, dass sie es hasste, weil es eine lächerliche Sache war, so etwas als störend zu empfinden. Aber was sollte man machen? Was man

hasste, hasste man. Und sie hatte sich selber in Verdacht, neidisch zu sein. Carla schrieb rasend schnell. Mühelos. Ein akustischer Mahlstrom, rhythmisch, als wäre schreiben nur eine besondere Art von musizieren. Oder, am Schlimmsten: als bedeute schreiben einfach nur tippen.

Die Tür zu Carlas Zimmer war wie gewöhnlich halb offen, und Isa sah ihre Freundin am Schreibtisch sitzen. Es war kurz nach 17 Uhr. Vermutlich hatte sich Carla vor einer Stunde aus dem Bett gewälzt, geduscht und nach einem kleinen Frühstück und ein paar Zigaretten zu arbeiten begonnen. Carlas Arbeitsrhythmus war ein Grund, dass sie schon getrennte Schlafzimmer hatten, als sie noch miteinander schliefen. Denn Isa stand auf, wenn Carla langsam daran dachte, sich ins Bett zu legen. Aber nun schliefen sie auch nicht mehr miteinander. Sie waren kein Paar mehr. Schon eine ganze Weile. Es war kein abrupter Schluss gewesen. Ihre Beziehung war kompliziert geworden, sie hatte nach und nach an Fahrt verloren und war dann einfach ausgerollt, bis sie schließlich zum Stehen gekommen war. Das Begehren war längst von den stetig anrollenden Wellen der Alltäglichkeiten erst unter-, dann vollends weggespült worden. Es war zu Ende. Aber sie waren einander noch zugetan, wie Carla sagte, sie mochten sich noch, aber es wurde schwieriger.

Schwierig war es schon vorher gewesen, aber nun war es anders schwierig. Carla hatte sich neu verliebt. Vor einigen Wochen, auf einem ihrer geliebten Kurztrips nach Rom. Das war in Ordnung so, denn es machte die Sache für Isa leichter. Keine Gefühle mehr, die über eine Art Geschwisterliebe hinausreichten. Sie wusste Carla emotional aufgehoben und sie hatte damit nichts mehr zu tun. Es machte sie frei.

Carlas neue Liebe, Paola, war eine Businesslady aus Roma, nannte sich „Troubleshooterin“, was mit ihrem italienischen Akzent ganz niedlich klang, wie eine neue Gelasorte. Aber in Isas Verständnis war dies nichts anderes als ein behübschter Ausdruck für Ausputzerin. Paola war diejenige, die den Angestellten erklärte, dass sie jetzt keinen Job mehr hatten. Ein weiblicher George Clooney aus dem Film „Up in the Air“, stets unterwegs, um verdienten Mitarbeitern zu eröffnen, dass ihre Tage in der Firma gezählt waren und sie sich einen anderen Job suchen sollten. Und Paola sah mindestens ebenso gut aus wie George Clooney.

Isa und Carla hatten einen Deal: Wenn Paola von Rom herkam, um ein paar Tage mit Carla zu verbringen, dann musste sich Isa unsichtbar machen. Das ging am besten, wenn sie auszog und für ein paar Tage woanders unterkam. Dafür sah Carla darüber hinweg, wenn Isa die Miete am Monatsersten nicht parat hatte. Zumindest ein paar Tage lang. Dann begann es mit Anspielungen und endete in Vorträgen über das Wesen der Freundschaft und deren Grenzen. Carla, die mit ihren Kriminalromanen seit einiger Zeit erfolgreich war und deren Erstling von einem TV-Sender zur Verfilmung angenommen wurde, hätte die Miete auch alleine übernehmen können, aber das wollten beide nicht. Wobei es Carla ums Prinzip ging. Isa akzeptierte es, wobei es ihr nie etwas ausgemacht hatte, von anderen etwas anzunehmen, genauso wenig, wie es ihr etwas ausmachte, etwas herzugeben. Sie verband damit nicht wie Carla Stolz, Ehre und ein Gefühl der Unabhängigkeit. Es war ihr einfach egal. Aber mit Carla hätte dieses lockere Geben und Nehmen nicht funktioniert.

Carla nannte sich Feministin, aber wer tat das nicht? Jede Stripperin hielt sich dafür, und jede bekennende

Hausfrau war eine Rebellin gegen den Mainstream. Aber Carla war eine Feministin der alten Schule. Ihr bedeuteten Unabhängigkeit, eigenes Geld und gerechte Verteilung der Produktionsmittel alles. Und aus diesem Grund, und keinem anderen, hatte Isa getan, als bestände sie darauf, die Hälfte der Miete beizusteuern. Leicht war es nie gewesen. Oft blieb das Telefon still. Und niemand brauchte die Dienste von Isa Blumberg, kein Künstler, kein Schauspieler, kein Professor für Theaterwissenschaften musste vom Flughafen abgeholt, betreut und untergebracht werden; keine Galerie, kein Kurator brauchte Ausstellungsbetreuung oder auch nur jemanden, der in der Lage war, die Bilder einer Ausstellung korrekt zu hängen.

Isa blieb in der stickigen Wärme des Wohnzimmers kurz stehen, entschloss sich dann aber, in ihr Zimmer zu gehen, ohne Carla zu begrüßen. Aber dann schoss Scheckige Marone ungestüm an ihr vorbei und blieb beim Versuch, durch den Türspalt in Carlas Zimmer zu schlüpfen, mit dem Becken an Türkante und Zarge hängen. Jaulend strebte er nach vorne, seine Krallen wetzten über den Spannteppich, wobei er die Tür nur weiter zuzog, bis er vollends in der Falle steckte. Um sich zu befreien, hätte er rückwärts gehen müssen. Aber was wusste ein Spaniel von den Tücken der Physik, und so tat er dann einfach nichts, was gar kein schlechter Einfall war, und blickte abwechselnd zu Isa, die hinter ihm stand, und winselte nach vorne zu Carla, die am Tisch saß und lachte.

Isa zog die Tür vorsichtig auf und befreite den Hund, der mit hin und her schleuderndem Hinterteil unter den Tisch zu Carlas nackten Beinen wackelte und sein Kinn auf ihre Schenkel legte.

„Warst du draußen mit ihm?“, fragte Isa.

„Draußen? Weißt du, wie heiß es ist?“

„Der Kleine muss pissen. Auch wenns heiß ist.“

„Mascha hat angerufen“, sagte Carla, ohne auf Isas Einwand einzugehen. Dann tätschelte sie den Hundekopf auf ihren Schenkeln, so hart, dass die Zähne bei jedem Schlag zusammenklackten. „Ich weiß also Bescheid.“

„Was wollte Mascha? Warum ruft sie dich an? Was ist das für'n Scheiß?“

„Frag sie. Jedenfalls hat sie angerufen. Gerade eben, bevor du hereingekommen bist.“

Isa lachte trocken. „Hat Mascha bei Mutti gepetzt?“

„Sie wollte nur wissen, was mit dir los ist. – Und ja: Was ist mit dir los?“

„Das war alles?“

„Du seist ausgetickt. Aber so richtig. Ein Rückfall sei nicht ausgeschlossen, man müsse sich Sorgen machen.“

„Was hast du ihr gesagt?“

„Nichts. Was hätte ich sagen sollen? Ich sagte ihr, dass du dreiundfünfzig bist, einen erwachsenen Sohn hast und dass ich beinahe glaube, dass deine Punkerzeit hinter dir liegt.“

„Das hast du gesagt?“

„Sinngemäß. Sie war ziemlich aufgebracht. Ich hatte aber den Eindruck, dass sie mir nicht alles erzählen wollte, obschon ich nach Einzelheiten gefragt habe. Nichts. Willst du mich aufklären?“

„Ich habe Mascha Setz eine aufgelegt“, sagte Isa. Sie fand es jetzt anständig von Mascha, dass sie sich nicht bei Carla darüber ausgeweint hatte. War es falsch gewesen? Hatte sie sich in Mascha getäuscht?

„Sie hat gefragt, ob du noch in Therapie bist.“

„In welcher Therapie?“

„In welcher Therapie? Im Ernst jetzt?“

Carla blickte verärgert auf den Kopf des Hundes und ließ ihre Hand hart auf den Schädel fallen.

„Du solltest den Hund nicht schlagen, sondern mit ihm rausgehen. Er muss immer noch pissen.“

„Paola ist im Anflug“, sagte Carla, ohne Isa anzusehen.

„Ach, Scheiße“, sagte Isa, „komm her, Marone!“ Sie schnalzte mit der Zunge. Der Hund trottete schwanzwedelnd heran. Du bist gar nicht so dumm, wie du aussiehst, dachte Isa. Er konnte unterscheiden. Scheckige Marone wusste: Carla war für Fressen und Spiel zuständig und Isa für Pissen und Laufen. Dabei mochte sie den Hund nicht einmal. Aber für Carla war das Tier ein witziger Spielgeselle, mit dem sie auf dem Boden herumtollen konnte, wenn ihr danach war. Dass das Tier auch andere Bedürfnisse hatte, wie kacken, pissen, laufen, schnüffeln, interessierte sie nicht. Sie fütterte ihn und spielte mit ihm, damit hatte es sich.

„Tut mir leid, ich hätt's dir sagen sollen. Hat sich kurzfristig ergeben. Weiß es auch erst seit gestern Nacht“, sagte Carla.

„Anrufen?“, sagte Isa.

„Ja, hätt' ich tun sollen“, sagte Carla hart, ohne jede Spur des Bedauerns und so weit von einer Entschuldigung weg wie Scheckige Marone vom selbständigen Gang auf eine Toilette.

Isa wusste, wie sehr sich Carla jetzt innerlich wand, obschon ihr Blick hart und kalt geworden war. Sie wollte Paola, nur Paola, nichts als Paola, Paola – und keine Troubles.

Sollte sie bekommen. Alles. Sogar den Hund würde sie ausführen. Nicht weil sie ihn mochte, sondern weil er ihr

leidtat. Er war eine Kreatur, und Kreaturen waren in ihrer Kreatürlichkeit gefangen, wie Carla in ihrem Begehren gefangen war.

„Geht das okay für dich?“, sagte Carla. „Oder geht es gar nicht?“

„Ich dreh eine Runde mit der Marone und bin dann weg.“

„Du bist nicht sauer?“

„Nein, ich bin nicht sauer.“

Nein. Sauer war sie nicht. Sie war niemals „sauer“. „Sauer“ war Carlas Gefäß für Gefühle des Unmuts, der Missbilligung, der Wut, des Hasses, der depressiven Verstimmung. Bei Bedarf stellte sie das Gefäß zur freien Entnahme des passenden Wortes auf den Tisch. Aber in ihren Büchern stand nie: „Du bist nicht sauer?“ Irgendwann würde Isa sie fragen, warum dem so war.

„Ach, es eilt nicht“, sagte Carla, während sie mit gerunzelter Stirn auf den Schirm blickte, um dann in einem blitzschnellen Überfall ein Bataillon Maikäfer zu zerdrücken.

Isa wartete, bis sie das Tippen einstellte, und fragte dann: „Was heißt: eilt nicht? Wann kommt Paola?“

„Heute Nacht. Ich hol sie vom Flughafen ab.“

„Oh ja, dann hat es ja wirklich keine Eile“, sagte Isa sarkastisch. Aber in Carlas Augen spiegelte sich bereits die Textfläche auf dem Display. Mehr gab es für sie nicht zu sagen.

Isa schnalzte mit der Zunge und der Spaniel schoss durch das Wohnzimmer in den Flur, wetzte über den Bodenbelag und kam hechelnd vor der Tür zum Stehen und ließ seinen Schwanz das billige Furnier der Tür peitschen. Isa griff sich die Leine von der Garderobe im Flur und folgte ihm.

Scheckige Marone pisste wie eine Hündin. Er hob kein Bein, er senkte sein Hinterteil ab. Scheckige Marone war der Sitzpinkler unter den Rüden. Nachdem er sein Wasser losgeworden war, schoss er durch die Gegend, Schnauze dicht über dem Boden, als wäre seine schwarze Nase aus Eisen und unter dem Asphalt ein Magnet, den ein Spaßvogel nach Lust und Laune in alle Richtungen bewegte.

Sie gingen hinunter zum Kanal, der schnell und braun zwischen den großen, hellen Ufersteinen dahinfloß. Eine Menge Volk lag im gelb werdenden Gras des steil abfallenden Bords. Einige lagen auf Badetüchern, andere sonnten sich mit nacktem Oberkörper einfach so, als hätten sie sich spontan dazu entschlossen. Das Gras des Ufers war beinahe kniehoch, dort, wo es von den Sonnenbadenden nicht niedergedrückt war. Isa betrachtete das niedergedrückte Gras mit dem schamhaften Befremden eines Landeis. Niemals würde sie eine Wiese betreten, deren Gras mehr als knöchelhoch war. Frühkindliche Prägungen wurde man nicht los. Niedergetretenes Gras war ein Vergehen gegen den Bauern, denn niedergetretenes Gras ließ sich nicht mehr mähen. Das hatte sie dereinst von ihrer Großmutter lernen müssen. Gras war nicht einfach nur irgendwas. Es war das Futter der Kühe. Gras war Milch und Butter, Käse und Fleisch in einem frühen Stadium. Sie lächelte bei dem Gedanken daran. Er kam ihr jedes Mal, wenn sie jemanden durch hohes Gras gehen sah. Es machte ihr etwas aus. Sie hatte immer den Wunsch, es zu verhindern, und tat es doch nie.

Auf der anderen Seite des Kanals stieß die niedrige Skyline in den flachen, sich rötenden Abendhimmel. Es war noch immer brütend heiß und morgen sollte es noch hei-

ßer werden. Die erste Hitzewelle des Jahres war angekündigt worden. Und wie jedes Mal, wenn eine Reihe glühend heißer Tage anstand, stellte sich Isa dieselbe nutzlose Frage, warum sie nicht die Stadt verließ und für ein paar Tage aufs Land zog, wo es zumindest in der Nacht ein wenig abkühlte. Aber auch das tat sie nie. Meist kam etwas dazwischen, was sie davon abhielt. Einmal war es ein Auftrag, ein neuer Job, ein anderes Mal das Fehlen eines Jobs, kein Geld für ein billiges Hotel, oder man rechnete mit dem baldigen Ende der Gluthitze. Und so blieb sie eben und stand es durch. Das war es, was der Sommer war: Etwas, das man irgendwie durchstand.

Die Hitze im Raum war kaum zu ertragen, die Luft war verbraucht und roch säuerlich, als hätte sich vor ein paar Minuten eine Kompanie Soldaten ihrer Marschuniform entledigt.

Heute waren sie nur zu dritt. Nur sie, der lange, machtvolle Skinhead neben ihr, der sich Jerk nannte, und die Leiterin des Antiaggressionstrainings, deren Namen Isa ein ums andere Mal entfiel. Lottmann.

Lottmann saß an einem kleinen Tisch vor einem Bücherregal, das mit Büchern vollgestellt war, aber auch Herberge von geflochtenen Körben voller namenloser Dinge war. Sogar eine begonnene Strickarbeit, aus der dicke Nadeln ragten, die über den Rand des Korbs lugten. Auf dem Tisch, zur Rechten der Psychologin, stand eine rosa Trinkflasche, wie sie Sportler herumtragen und an der Lottmann immer dann nippte, wenn sie zuvor mit ihrer Brille gespielt hatte, und mit der Brille spielte sie, wenn sie in ihrem Vortrag eine bedeutungsvolle Pause machen wollte. Die Worte, so sah es Isa, fielen ihr farblos und flach aus dem Mund, wie geschälte, blanchierte Zucchinischeiben. Ganz egal, was die Worte als Gegenstand behandelten und beschrieben, immer waren sie flach und emotionslos, aber